Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Mähly, J.: Parfüms der französischen Literatur.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Visual Library

Sr. Majestät, fügte Ernst August hinzu, werden dann selbst finden, daß ich ein ganz anderer Fürst im Reiche bin, als man mich zu beschreiben bemüht gewesen ist.

Hier ging in Erfüllung, was Gärtner wiederholt betont hatte: das gute Einvernehmen mit Preußen dient Ew. Hoheit mehr als alle Regimenter. —

Leider war es dem um die Neugestaltung der Verhältnisse hochverdienten Geh. Rath Gärtner nicht vergönnt, geordnete Verhältnisse in ihrer vollen Zugkraft zu erleben. Er selbst kämpfte noch im Siechthum seines Körpers mit materiellen Fragen seiner Existenz, da Ernst August sich nicht herbeiließ, endgültigen Entschluß über die Beibehaltung im Dienste zu fassen und über Gärtner's zukünftige Besoldung schlüssig zu werden. Gärtner erlebte den Abschluß der Frage nicht mehr: am 1. März 1744 ging er lebensmüde zu einem bessern Sein über. Als man dem Herzog die Trauernachricht brachte, ordnete er die Versiegelung der Habe Gärtner's an, eine militairische Wache trug Sorge, daß der Nachlaß völlig intact blieb. Erst als man inne wurde, daß die verschiedenen Zugänge des Hauses die Controle erschwerten, zog die Sicherheitswache aus dem Trauerhause ab, und Gärtner's Sohn gelobte auf Handschlag sich in keiner Weise an dem schriftlichen Nachlaß des Vaters zu vergreifen. Die Beisetzung des Geheimenraths in der Kirche zu Eisenach ordnete Ernst August als ein ehrenvolles Begräbniß an, aber er gab ihm nicht die höchste Ehre, daß die sterblichen Ueberreste unter dem Glanze der Fackeln zur ewigen Ruhestätte geleitet wurden.

Wenn, wie hier ein wenig beneidenswerthes Leben seinen Abschluß fand, so könnte man versucht sein, sich scheuen Blickes von der deutschen Vergangenheit abzuwenden. Der Beruf sich mit ihr zu beschäftigen, wäre ein trüber, wenn nicht über dem Vaterlande des 19. Jahrhunderts ein freundlich helleuchtender Stern aufgegangen wäre, und sich auf die Vergangenheit nicht das schöne Goethe'sche Wort anwenden ließe: Nicht alles Wünschenswerthe ist erreichbar, nicht alles Erkennenswerthe erkennbar.

Parfüms der französischen Literatur.

Fernande. Drama von V. Sardou.

Das Sensationsdrama „Fernande" ist, wenn wir recht berichtet sind, eines der letzten Stücke des französischen Theater-Königs — denn das ist er — Victorien Sardou und, wenn auch vielleicht nicht eines der besten, so doch gewiß dasjenige, welches den specifischen Unterschied zwischen französischer und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

deutscher Auffassung am klarsten zur Anschauung bringt. Wenn wir sagen: eines der besten, so wollen wir diesen Begriff als relativ angesehen wissen, denn als gut, nach unserer künstlerischen ästhetischen Anschauung, können wir keines der Dramen dieser Mache, trotz ihrer Zugkraft, trotz ihrer theilweise vortrefflichen Technik, bezeichnen, mag nun ihr Vater Dumas Sohn oder Sardou oder wie sonst heißen. Aber gerade um der Grundfarbe willen, die dem Fabrikat eigen ist, um der ganzen Atmosphäre willen, in welcher jene Stücke athmen und gedeihen, verdienen sie als Zeichen der Zeit, ja, man darf sagen, als Signale der Cultur, Beachtung. Und zwar jene „Fernande" noch viel mehr als die „pattes de mouche" oder die „famille Benoîton" des vielgenannten Verfassers. Man hat seine Manier für weniger cynisch und unmoralisch gehalten als die seines Rivalen Alex. Dumas junior, schon darum, weil Sardou wenigstens von der Heuchelei nichts weiß oder nichts wissen will, welche Herrn Dumas bereits zur zweiten Natur geworden ist, der Heuchelei nämlich, die gröbste oder die raffinirteste Unsittlichkeit für einen Feldzug zu Ehren der Tugend auszugeben. Ein curioser, wirklich curioser Heiliger, der Ritter Dumas: Er malt die Corruption, die Wollust mit den verführerischsten Farben und zwar ohne das bekannte Gegengift der Weimarer, ohne den Appendix des Teufels — und thut, als ob jene von ihm geschilderten Laster schon das richtige Tugendrezept in sich selber trügen, wahrscheinlich weil ja er, der hochsittliche Autor Schilderer jener frivolen Scenen mit und ohne Feigenblatt ist. Manchmal passirt es ihm freilich, daß er ein wenig aus der Rolle fällt — quandoque bonus dormitat Homerus — und vergißt seinem „recipe" den richtigen Titel giebt. „Unser Publicum riskirt einzuschlafen, und darum müssen wir Schriftsteller es „châtouiller" — sagt er einmal, und eben aus dieser Stelle guckt mehr als der bloße Pferdefuß hervor; „nous le tenons" heißt es bekanntlich in „Robert le diable". Ueber diese Tendenz der heutigen französischen Literatur, welche im Drama wie im Roman sich unverhüllt breit macht, hat ein Franzose selber, Potvin vor zwei oder drei Jahren (in seiner „corruption littér. en France") ein strenges, aber gerechtes Gericht gehalten, und auch die größten Namen, die Sand, A. de Musset, Balzac u. a., nicht geschont: wie sollte er gegenüber den kleinern Göttern oder Götzen des Tages, einem Dumas junior, Feydeau, Feuillet u. s. w. zurückhaltender sein? Er hat dort die „chimärischen Gestalten der tugendhaften Verbrecher, und der prostituirten Madonnen", jene „Giboyers" und „Fanny's" sammt Sippe mit kräftigen Strichen auf die Fläche gemalt. Von Dumas sagt er, er habe „nur das Laster beobachtet und nur Ungeheuer geschaffen"; Sardou geht, so viel mir erinnerlich, leer aus! Hat ihn der Verfasser vielleicht nur aus seinem „Rabagas" gekannt, jenem seiner Zeit viel genannten politischen Tendenzstück, welches die republikanischen Aventuriers geißelte? So viel ist gewiß, die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

„Fernande" gehört auch zu jener Familie; sie mag etwas anständiger gekämmt, sorgfältiger gepflegt, etwas reinlicher und ein klein weniger appetitlich sein als ihre Schwestern und Stiefschwestern, aber sie hat das Blut (und zwar nicht das „blaue"), sie hat den Geburts- und Taufschein, — sie gehört somit zur Familie und wir sind sogar überzeugt, Herr Sardou selber hält sie nicht für das schlechteste Kind. Er hätte ihr zwar eine etwas gediegenere Erziehung angedeihen lassen dürfen, er, der mehrfache Millionär, der zu Mably ein fürstliches Haus führt, und, was noch mehr ist, der gebildete, ja gelehrte Sohn eines gelehrten Professors! Ja wohl, Sardou hat vor andern Celebritäten des Tages (— le jour, c'est Paris! sagt Victor Hugo —) den Vortheil voraus, daß er einen Schatz gediegener Kenntnisse besitzt. Lange Zeit Lehrer der Mathematik und der Geschichte, ist er, gegen Dumas den jüngern gehalten, der bekanntlich ein Ignorant erster Klasse ist, wenn er schon über Goethe's „Faust", wenn auch faustdick genug, schreibt, ein wahrer Riese an Gelehrsamkeit; er ist ferner viel productiver, d. h. phantasiereicher als Herr Dumas, der an seinen Stücken für gewöhnlich ein halbes Jahr zu hämmern und zu feilen hat, ehe sie salonfähig sind. Sardou braucht durchschnittlich sechs Wochen und Stück für Stück bringt ihm ebenso durchschnittlich 100,000 Fr. ein. „Ah quel plaisir d'être auteur!" Sardou kennt das Theater, dessen Claviatur und Tastenwerk durch und durch; seine erste Frau war selber Schauspielerin und eine intime Freundin der berühmten Déjazet, welche vor einigen Monaten ihre Vorstellungen auf der „Bühne des Lebens" abgeschlossen hat. — „Fernande" (um endlich auf unser eigentliches Thema zu kommen) ist schon an verschiedenen deutschen Bühnen — unter andern in Berlin — zur Aufführung gekommen, neulich auch, bei vorzüglicher Rollenbesetzung, in Basel. Der deutsche Uebersetzer, Mauthner, hat dem Kinde den schönen Namen „Sittengemälde" gegeben.

Rührend, diese Pariser Sitten, wahrhaft rührend und instructiv zugleich, besonders, wenn so viele „Charaktere" — es sind, deren ohne die Bedienten gut gezählt zwanzig — mit einander caramboliren. Zum Glück verduften einige dieser höchst originellen Persönlichkeiten sogleich, unter andern auch „Pfirsichblüthe", die den Leser lebhaft an „Marienblüthe" (fleur de Marie) in Eugen Sue's „Geheimnissen von Paris" erinnert; lebhaft, ja und zwar nicht bloß wegen des Namens, sondern auch wegen der Localität. Denn „Marienblüthe" gedieh in einem öffentlichen Freudenhause und „Pfirsichblüthe" sammt Umgebung bewegt sich im ersten Akt in einem ganz ähnlichen. Der Verfasser hat die Naivetät gehabt den ganzen ersten Akt in einem verrufenen Haus sich abspielen zu lassen, welches zwar dem Schein nach bloß eine Spielhölle, der Sache nach aber doch ein Freudenhaus ist. Indessen das geht uns Leser gar nichts an, und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

kann nicht schwarz auf weiß bewiesen werden. Und vollends in einem „Sittengemälde" darf es doch, muß es sogar städtisch, sittlich, zugehen, gerade wie in den Dorfgeschichten ländlich, sittlich. „Alles schon dagewesen," sagte der bekannte Rabbiner. Ach! und was erinnert in diesem Originaldrama nicht alles an schon Dagewesenes! Sardou selber macht ja kein Hehl daraus, daß er entlehnt, wo und woher es ihm gut scheint. Alle seine Kraftmittel sind verbraucht, seine Effecte sind Plagiate, nur gut verwendet oder geschickt beleuchtet oder frisch angestrichen, oder feiner aufgeputzt als andere vor ihm es thaten. Gleich der Untergrund des Stückes ist ein solches Plagiat, wenn man will — es ist nämlich Sumpf, — um keinen stärkeren Ausdruck zu brauchen. Fernande, das Mädchen nämlich, ist ein liebliches, auf besagtem Sumpf gedeihendes Blümchen (kommt in Paris und besonders bei französischen Schriftstellern sehr häufig vor!); es duftet übrigens neben diesen bekannten und piquanten Odeurs besonders stark nach Camelien wenigstens „à la dame aux camélias", bloß daß „Fernande" nicht wie diese an der Schwindsucht stirbt, sondern gesund und frisch in den Hafen der Ehe einläuft um daselbst nach einer allerdings heftigen, aber zum Glück vorübergehenden Emotion, für alle Zukunft zu verbleiben. Sie ist zwar, wie in Paris natürlich, ein gefallener Engel, diese Fernande; aber sie fiel doch, der Schriftsteller sagt das ausdrücklich, bloß einmal, fiel durch Gewalt und unter andern höchst mildernden Umständen, ist darum auch billigerweise voll sittlicher Entrüstung gegen ihren Verführer, während ihr Gegenbild, Gräfin Clotilde, ohne es zu merken — ja wir behaupten, ohne daß der Dichter es selber merkt — die Maitresse eines Marquis Soundso ein bischen tiefer im Sumpf steckt. Der Dichter merkt es nicht, sagen wir, denn dergleichen gehört in Paris ja zum täglichen Brot; die hohe Dame ist ja dem Namen nach bloß „Freundin", und kommt zu ihrem geliebten „Freunde" blos Nachts durch eine geheime Thür; wenn sie am hellen Tage käme, ja dann wäre es allerdings unverschämt, dann wär' es ein Scandal! Um das Verhältniß dieser vollendeten Welt- (nicht demi monde) Dame zu jenem „Geschöpf" (wie die vornehme Wohlthäterin jene arme Fernande nennt) als ihrer unbewußten Nebenbuhlerin dreht sich das Stück, und es würde sich nicht so lange drehen, wenn ein gewisser Brief, worin die arme Fernande ihrem Verlobten ihren ersten und letzten Sündenfall beichtet, rechtzeitig an seine richtige Adresse gelangt wäre. Dieser erwünschte, willkommene Brief (für den Autor nämlich), dieses höchst dramatische, höchst künstlerische Mittel hilft dem Poeten glücklich zu vier Akten, statt nur zu zwei und einem halben, ist also unter Brüdern seine 40,000 Francs werth. Bisher waren Liaisons, wie sie hier zwischen der Wittwe Frau Gräfin Clotilde und ihrem Amant vorausgesetzt werden, bloß unter der „demi monde" zu finden. Sardou hat also den Fortschritt markirt,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

daß sie nun auch in den höchsten Regionen der wirklichen Geld- und Blutaristokratie, dem goldenen und dem blauen Blut, an der Tagesordnung sind; es wird darum wohl auch im Leben sich so verhalten und die große Nation hätte also seit Dumas dem Kleineren „à la tête de la civilisation" einen Schritt vorwärts gethan; denn wohlverstanden diese scheinbar so freien Ansichten über Ehe und Liebe wurzeln nicht etwa im Beete der Frivolität — bewahre! Jene hochgestellten Personen sind voller Empfindlichkeit für ihre Ehre, für ihren makellosen Ruf, sie schäumen von sittlichem Ingrimm, sobald Andere sich in demselben Pfuhle wälzen, wie sie selbst, so pflichtvergessene Mädchen können nur „Geschöpfe" sein! — In Paris muß, trotz der freien Liebe, die Eifersucht eine furchtbar acute Krankheit sein und in zartbesaiteten Frauenseelen entsetzliche Verwüstungen anrichten. Clotilde ist im ersten Akt eine Art mitleidiger Engel, im zweiten Akt aber nicht bloß eine Art Furie, sondern eine wirkliche und leibhaftige Furie, und teufelt und tigert von nun an mit raffinirtem Rachedurst auf den Brettern umher. Die Arme! Und der „Freund", der sie so wild macht, ist „kein Talent und kein Charakter", und es verlohnte sich wahrlich nicht „de faire tant de bruit pour cette ommelette"! Hier wäre Leporello's Rath ohne Herzbrechen zu befolgen gewesen: „Schöne Donna, laßt ihn laufen, er ist eures Zorns nicht werth." Anders aber denkt und handelt Wittib Clotilde, die oftmals gefallene, aber darum noch immer aufrechte nächtliche „Freundin".

In den eintönigen Leierkasten der französischen Dramatik, welcher seit Jahrzehnten diese einzige Weise von den gebrochenen Herzen problematischer Frauenzimmerexistenzen zu orgeln verstand, sollte einmal eine neue Walze eingezogen werden oder mindestens sollten auf die alte Walze einige neue Stifte zum Zwecke einiger Variation kommen. — Basta! Auch in Corsika sagen sie ja, wie uns eine Person im Stücke belehrt, zu allen möglichen Dingen blos Basta. Die Person, die das behauptet (die einzig erträgliche im ganzen Stück) ist ein junger Advocat, der (man weiß zuerst nicht recht, warum?) in corsikanischen Scheidungsprocessen, und zwar an Ort und Stelle, macht, und gerade zur rechten Stunde zurückkommt, um — den verhängnißvollen Brief abzufangen; das gelingt ihm aber erst nach heißem schwerem Kampf mit der Furie — nicht Seelenkampf, nein, nach körperlichem, keuchendem Ringen à la Rostem und Suhrab. Auch dieser Stift ist neu auf der dramatischen Walze und es giebt einen famosen Ton, wenn schon die Cousine Gräfin, welcher recht eigentlich der Mund verstopft wird, nicht schreien kann. Jetzt wissen wir auch, warum der Cousin Advocat in Corsika gewesen sein mußte, nämlich um dort Zeuge einer ähnlichen Rache aus verrathener Liebe zu sein, wie die wüthende Cousine sie jetzt geplant hat. Es hieße den Dichter vollständig verkennen, wollte man ihm die Absicht unterschieben, den jungen Ehemann von Advocaten bloß darum aus seinem

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

warmen Nest nach Corsika geschickt zu haben, um Gelegenheit zu einem Witz zu bekommen.

Der famose Witz ist nämlich der, daß der Advocat seinem eifersüchtigen Gänschen von Frau (einer, beiläufig gesagt rein überflüssigen Ausfüllfigur) ins Gesicht behauptet, auf Corsika gebe es nicht blos keine schlimmen, sondern gar keine Frauen — ja, ja, gar keine, und er findet an diesem orginellen Witz einen solchen Geschmack, daß er ihn zweimal wiederholt! Aber ein treuer und aufmerksamer Freund ist er, das muß man ihm lassen. Er wittert mitten in der Nacht (wahrscheinlich in Folge eines beängstigenden Traumes oder einer Ahnung, ein Unglück das seinem Freund, dem jetzigen Gemahl Fernande's zustoßen könnte und, gedacht gethan, warum soll er nicht eben so gut bei nachtschlafender Stunde Zutritt zu den Gemächern seines Freundes haben als dessen frühere Maitresse, Base Clotilde, durch die verborgene Thür? Er hat freilich von letzterer keine Ahnung, und das ist schade; er hätte, wenn ihm der Gedanke auch nur einige Minuten früher gekommen wäre, eine recht ärgerliche Scene zum zweiten mal, und zwar mit den gleichen Mitteln des Ringkampfes und der Mundstopfung, wie schon einmal vermeiden können. Jetzt ist es zu spät! Jetzt hat sich bereits eine Sündflut von Thränen entladen; jetzt schwirren die Bomben der Seufzer durch die Luft, jetzt heult die Verzweiflung durch die Oede der Seelennacht, jetzt — geht es schief! Ja, wenn Herr Sardou nicht wäre! Die gefallene Unschuld darf denn doch nicht wie ein Wurm zertreten werden, das wäre ja empörend, wäre Scheidwasser auf unser wundes Gefühl! Nein, noch lebt ein Gott, und der Advocat von Corsika, sein Maschinenmeister. Er hat ja (zufällig!) den verhängnißvollen Brief in der Tasche und hat ihn, glücklicherweise nicht, wie es in den „pattes de mouche" geschieht, zu einem Fidibus benutzt, endlich, endlich kommt dieser Brief, an seine richtige Adresse und — über einer versöhnten Gruppe senkt sich langsam der Vorhang.

Basel. J. Mähly.

Die Ausgestaltung der sächsischen Verwaltungsrechtspflege *).

Von Theodor Landgraff.

Ueber der sächsischen Verwaltungrechtspflege hat ein eigener Unstern gewaltet. Als im Jahre 1834 die großen Gesetze geschaffen wurden, die das ABCD der sächsischen Rechtsgelehrten ausmachen und erst mit den neuen Rechtsgesetzen

*) Grenzboten 1870. II. S. 218. IV. S. 216.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG